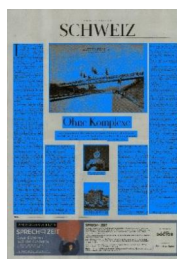


# Ohne Komplexe

Der Aargau ist ein politisches Kunstprodukt. Von der restlichen Schweiz gern belächelt, hat er sich im 20. Jahrhundert zum Pionier-Kanton gemausert. Nun schreibt er seine Geschichte neu **VON MATTHIAS DAUM**



**I**n Zürich huldigen sie in diesem Herbst dem Kunsterbe eines Waffenschmieds, in Bern wurden sie mit der skandalumwitterten Sammlung des Sohnes eines NS-Kunsthändlers zwangsbeglückt, und in Martigny, in der Westschweiz, flucht der berühmteste Kunstsammler der Region darüber, dass seine *compatriots* ihre Kunstsammlungen lieber im Zollfreilager bunkern, anstatt der Öffentlichkeit zu zeigen: »*Ça m'emmerde!*«

Der Bührlé-Neubau, die Gurlitt-Sammlung, die Fondation von Léonard Gianadda, sie alle versuchen mit ihren van Goghs, Picassos und Henry Moores in der internationalen Kunstwelt zu bestehen. Die Schweizer Kunst aber, wenn es sich nicht gerade um Werke von Alberto Giacometti oder Albert Anker handelt, spielt nur eine Nebenrolle. So steht denn auch die National Gallery des Landes, der Louvre der Schweiz, weder in Zürich, Basel, Bern, Lausanne oder Genf, sondern in Aarau. Einer Kleinstadt mit gerade mal 21.700 Einwohnern.

Das Aargauer Kunsthhaus, seine Sammlung und deren Geschichte stehen exemplarisch für das, was den viertgrößten Kanton der Schweiz im 20. und frühen 21. Jahrhundert ausmacht. Nachzulesen ist sie als kurze Episode in der 620 Seiten dicken *Zeitgeschichte Aargau*, welche die Historische Gesellschaft des Aargaus für ihren Kanton schreiben ließ – und die jetzt erschienen ist.

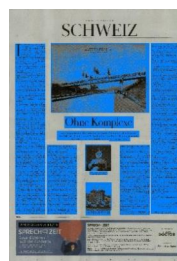
Die Chronik erzählt davon, wie sich ein politisch-territoriales Kunstprodukt, zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Napoleon Bonaparte geschaffen, eine eigene Vergangenheit zimmern musste. Davon, wie der Aargau vom viel belächelten (»Weißsockenträger«), oft verspotteten (»großer Hinterhof der Schweiz«) und erst kürzlich wieder zum langweiligsten Kanton gewählten Stand zur Eidgenossenschaft in der Eidgenossenschaft wurde. Zur Miniaturschweiz, der sich Politologen und Journalisten fasziniert widmen, weil die Aargauerinnen und Aargauer meist so abstimmen, wie es das Land als Ganzes tut: immer etwas rechts der Mitte.

»Die lange Dominanz und der langsame Abstieg der FDP, die Mühen der CVP mit der Säkularisierung, die einstige Oppositionskraft der

SP, die in die Regierung eingebunden wurde, der Aufstieg der SVP ab den 1990er-Jahren oder die aufkeimende grüne Bewegung – alles ist im Aargau modellhaft abgebildet«, schreibt der Historiker und Nicht-Aargauer Marc Tribelhorn in seinem Blick von außen im neuen Buch.

In einer mehrjährigen Forschungsarbeit versuchte ein Autorenteam das spezifisch Aargauische am Aargau herauszuarbeiten: jenseits des Klischees vom Rüebliland (tatsächlich war der Gemüseanbau ab 1950 immer wichtiger für die Aargauer Landwirte, weil er eine höhere Wertschöpfung versprach) oder des Vorurteils vom lärmgeplagten Transitkorridor. Als am 10. Mai 1967 das 84 Kilometer lange Teilstück der Nationalstraße 1 von Oensingen nach Hunzenschwil eröffnet wurde, feierte die Bevölkerung von Kölliken dicht gedrängt auf der Autobahnbrücke. »Das Hurra der Menschen kam von Herzen«, berichtete damals das *Aargauer Tagblatt*. Kein Wunder: »Ein Anschluss an die Autobahn versprach Prestige und Prosperität«, schreibt der Mitherausgeber Fabian Furter in der neuen Chronik. »Unvorstellbar, wie sich etwa der Fernverkehr zwischen Zürich und Bern bis Anfang der 1970er-Jahre über den Mutschellen, durch Bremgarten, Wohlen oder Lenzburg wälzte.«

Gleichzeitig gehörten die Aargauer zu den Ersten in der Schweiz, die sich gegen Nationalstraßenprojekte wehrten. In Lupfig überwies die Gemeindeversammlung im Winter 1978 einstimmig eine Resolution an den Bundesrat, er möge den geplanten Vollanschluss ihrer Gemeinde an die Autobahn streichen. In der Gemeinde Zeiningen musste im Jahr zuvor Land ausgezont werden, weil die Parzellen so stark lärmbelastet waren. Und am Bözberg sowie im Kurgelbiet von Schinznach-Bad versuchten sich fünf aufeinanderfolgende kantonale Baudirektoren an nicht weniger als acht Linienführungen, bis der Bund 1987 schließlich entschied, wo die Nationalstraße gebaut werden soll. »Die Autobahn wurde zum Generationenvorhaben und zur Kampfzone der Ingenieure, Umweltschützerinnen und Aktionskomitees«, schreibt Furter. Heute hat der Kanton im Verhältnis zu seiner Fläche das dichteste Auto-



bahnnetz in der ganzen Schweiz.

Im Streit um Asphalt oder Betonplatten und die Natur bestätigt sich, was die Autoren von ihrem »Kanton der Regionen« behaupten: dass er viel progressiver sei, als man ihm landläufig zuschreibe. Das galt auch für den westlichen Zipfel des Kantons: das Limmattal.

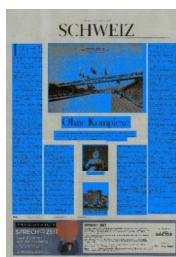
Ab den 1950er-Jahren wurde aus der Geländekammer zwischen Alt- und Heitersberg ein »einziger riesiger Bauplatz«, wie die Kulturzeitschrift *Atlantis* damals schrieb. Landesweit bekannt wurde dabei vor allem das einstige Bauerndorf Spreitenbach. 1953 baute der Zürcher Architekt Mario Della Valle eine Reihe von Einfamilienhäusern auf die grüne Wiese. Für die Gemeinde war das teuer, weil sie jedes einzelne Haus mit einer Straße, mit Wasser und mit Strom erschließen musste. Aber dagegen tun konnte sie nichts: Wie die meisten Gemeinden im Aargau hatte auch Spreitenbach damals noch keine kommunale Bauordnung. Das wusste Della Valle zu nutzen. Nur wenige Wochen bevor die husch, husch geschaffene Bauordnung in Kraft trat, machte er sich daran, ein Hochhaus zu errichten. Wie hoch das Gebäude werden sollte, wusste indes niemand. »Er plane mit zwölf Stockwerken, ließ Della Valle den überforderten Gemeinderat wissen«, heißt es in der neuen Aargauer Chronik: »Wenig später präsentierte er ein Projektmodell mit zwanzig Geschossen.« Die Sache eskalierte. Schließlich reiste der Aargauer Regierungsrat in corpore nach Spreitenbach und verhängte einen Baustopp. Erst 1959, nach einem mehrjährigen Rechtsstreit, der bis vors Bundesgericht geführt wurde, durfte Della Valle weiterbauen. Das Hochhaus erhielt 13 Geschosse. In der Zwischenzeit hatten die Gemeindebehörden den jungen Planer Klaus Scheifele engagiert. Er erarbeitete einen Richtplan, der die Grundlage für den Bau der Hochhausstadt Neu-Spreitenbach wurde. Die Idee dahinter nahm viele der heutigen Raumplanungsdogmen vorweg. Zum Beispiel: Wer sich beim Bauen an die Vorschläge des Planers hält und Land für öffentliche Infrastrukturen abtritt, dem steht eine höhere Ausnützung und damit mehr Rendite zu.

Hier war der Aargau tatsächlich ein Trendsetter. Auch weil er mit den günstigen Blockwohnungen zahlreichen unverheirateten Pärchen Unterschlupf bot. Sie flüchteten aus dem nahen zwinglianischen Zürich, wo ihnen eine Klage wegen Verstoßes gegen das Konkubinatsverbot drohte. In Spreitenbach selbst fand man das nur mäßig lustig: »Diese Zustände erwecken immer größeres Ärgernis und bringen den lokalen Behörden vor allem dann viel Unannehmlichkeiten, wenn sich unmündige Kinder getrennter oder geschiedener Ehen in solchen Milieus aufhalten müssen«, schrieb der sozialdemokratische Gemeindeammann von Spreitenbach, der für die SP auch im Aargauer Großen Rat saß, in einer Anfrage an den Regierungsrat. »Ich frage deshalb, welche Möglichkeiten er sieht, um diesem unerfreulichen Zustand wirksam zu begegnen.« Die Antwort der Regierung lautete: nichts. Immerhin entspannten sich im Jahr 1972 die Zürcher Obrigkeiten und erlaubten ihren Männlein und Weiblein das Zusammenleben ohne Trauschein unter demselben Dach.

Die Aargauer Planer wurden ihrerseits zu selbst ernannten Wanderpredigern, die in »Aufklärungsfeldzügen«, wie das die *Neue Zürcher Zeitung* nannte, die Bauern, Landbesitzer, Spekulationsarchitekten und Stimmbürger davon zu überzeugen versuchten, dass es richtig und notwendig sei, lieb gewonnene Freiheiten freiwillig zu opfern. Zugunsten einer geordneten Raumplanung. »Nicht durch die Russen gezwungen«, wie der Historiker Markus Kutter 1955 schrieb, »sondern durch die Geschichte der Freiheit. Denn unsere Freiheit beginnt knapp zu werden. Sie ist mit Festreden nicht zu halten.«

Trotzdem sieht der Aargau heute so aus, wie er aussieht – und ist er, was er ist. Entlang der Autobahnen und Eisenbahntrassen erstrecken sich riesige Gewerbegebiete und Logistikbetriebe. Seine drei Atomkraftwerke Beznau I und II sowie Leibstadt produzieren ein Drittel des Schweizer Stroms. Der radioaktive Müll wird in Würenlingen zwischengelagert. »Von allem ein bisschen, nichts Extravagantes, aber gut«, so sei der Aargau, schreibt der Historiker Tribelhorn.

Dazu kommt jedoch im 21. Jahrhundert



eine bisher ungekannte Deutungsmacht.

Als im Dezember 2017 die AZ-Medien und die NZZ-Mediengruppe verkündeten, sie würden ihre regionalen Zeitungen, Radios und Fernsehsender in einem Joint Venture bündeln, war klar: Aarau wird die Medienhauptstadt der Agglo-Schweiz. Vom Urnerland bis ins Toggenburg, vom Bodensee bis nach Solothurn und Basel werden die Zeitungen der neu gegründeten CH-Media gelesen, ihre Sender gehört und geschaut. Außer den Kantonen Zürich und Bern sowie der Stadt Basel, wo nach wie vor die Titel der Tamedia-Redaktionen dominieren, ist das ganze Mittelland medial »veraargauert«. Die NZZ-Mediengruppe ist zwar als Aktionärin im neuen Unternehmen dabei, aber das Sagen und das Vorkaufsrecht hat die Verlegerfamilie Wanner aus Würenlos.

Und da ist, wie gesagt, die Geschichte des Aargauer Kunsthauses. Im Jahr 2003 eröffnete es seinen Erweiterungsbau, entworfen von den Basler Stararchitekten Herzog & de Meuron. Der Bau ist keine Ikone, eben: »nichts Extravagantes«; ursprünglich sollte er sogar gänzlich in den Boden versenkt werden. Aber das Museum beherbergt die einzige repräsentative Sammlung von Schweizer Kunst seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Also seit der Gründung des Bundesstaates. Es habe mehrere Anläufe und viel Hartnäckigkeit gebraucht, bis der Große Rat einem Erweiterungsbau zugestimmt habe, schreiben die Historikerinnen Annina Sandmeier-Walt und Ruth Wiederkehr. Zuletzt habe sogar die Stadt Baden einen Kredit in Aussicht gestellt: »Unter der Bedingung, dass die Erweiterung in Baden realisiert würde.« Dazu kam es nicht, das Haus blieb in Aarau.

Der Aufbau der Sammlung begann 1860 durch den Aargauer Kunstverein. In einem Kanton, dessen Hauptort nicht auf einen Grundstock an Werken aus ehemaligen Patrizierhäusern oder Zünften zurückgreifen konnte, mussten die Bürger sich ihre Kunst selbst beschaffen. Auch indem sie die einheimischen Künstler stark förderten.

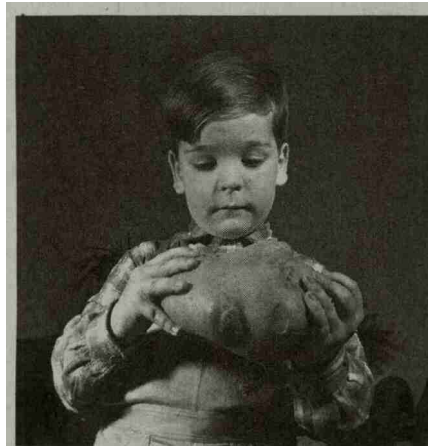
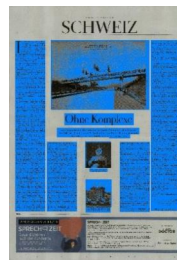
Im Jahr 1974 wagte der damalige Museumsdirektor Heiny Widmer mit seiner Ausstellung *Haben oder nicht haben* den Versuch eines Musée idéal für die Schweizer Kunst. Er gelang. Aus dem Haus wurde die heimliche National-

galerie. Bis heute profitieren die Aargauer davon, dass die Basler oder Zürcher ihre eigenen Künstler immer mal wieder vergessen. Als sich das Kunsthaus Zürich im Jahr 2000 nicht für eine Werkschau von Varlin hergeben wollte, sprang Beat Wismer ein, der Nachfolger von Heiny Widmer in Aarau. »Es gibt in der Schweiz ein Phänomen, das wahrscheinlich typisch ist für die Provinz«, sagte er später dazu: »Man hat hier Mühe damit, zu den eigenen Künstlern zu stehen.«

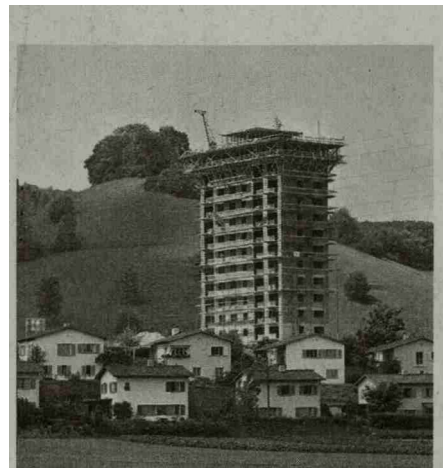
Im Aargau, so scheint es, hat man zumindest diesen Minderwertigkeitskomplex überwunden.

Fabian Furter und Patrick Zehnder (Hrsg.):  
Zeitgeschichte Aargau 1950–2000.  
Hier und Jetzt Verlag, Baden 2021;  
620 S., 59.– Fr.

Die Ausstellung zum Buch eröffnet am  
14. November im Stadtmuseum Aarau



**Was für ein Händöpfel!**  
Geerntet 1952 in Frick



**Das Hochhaus von Spreitenbach:**  
1959 konnte es fertig gebaut werden